# Fass!

**Ordnung** Ein Kommissar aus Wuppertal will Gorillas im Kongo schützen. Mit preußischer Disziplin und belgischen Bluthunden führt er einheimische Ranger auf ihrer Jagd nach Wilderern. Kann ein deutscher Beamter Verbrechen im afrikanischen Dschungel verhindern? *Von Jonathan Stock*



Kongolesische Ranger bei Training im Virunga-Nationalpark

Als Kriminalhauptkommissar Marcel Maierhofer an einem Donnerstagnachmittag den Kongo erreicht, trifft er zufällig pünktlich bei einer Beerdigung ein, zu der er gar nicht eingeladen ist. Am Hang hat sich schon das ganze Dorf von Rumangabo versammelt, um den Toten zu ehren, einen Ranger des Nationalparks. Die Familie hat mit einer Spitzhacke ein Grab ausgehoben, sie haben Elefantenohren gesammelt, große wächserne Blätter, um es zu schmücken, und ein Holzkreuz gebastelt mit seinem Namen: Faustin Biriko Nzaba. Paviane schreien in den hohen Bäumen über Maierhofer, ein Mann feuert mit einem russischen Sturmgewehr Salutschüsse in die Luft. Einige der Umstehenden werfen sich zu Boden, die Kinder weinen. Der Krieg hier im Kongo ist nicht weit, und sie haben nicht gesehen, wer schießt. »Wahnsinn«, murmelt Maierhofer und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Er sei nicht das erste Mal hier, sagt er, aber es sei trotzdem jedes Mal anders. Meistens schlechter.

Maierhofer ist hier, um ein Problem zu lösen. Das Problem ist, dass die großen Tiere in den Nationalparks Afrikas verschwinden. Pro Stunde töten Wilderer in Afrika zwei Elefanten, seit dem Jahr 1900 haben sie mehr als neun Millionen erschossen. Ähnlich geht es den Nashörnern, den Löwen, den Bonobos, den Flusspferden. Von den Berggorillas gibt es nur etwa tausend Tiere. Stoßzähne und Hörner bringen auf dem Schwarzmarkt Asiens Milliarden, der Straßenpreis ist höher als der von Gold. Das Geld treibt Verbrecherbanden an, die mit vollautomatischen Waffen auf die Jagd gehen. In vielen Nationalparks tobt seit Jahren dieser Krieg, weitgehend unbemerkt von Touristen.

Die Menge fängt an zu singen: »Halleluja«, ein Priester murmelt Worte in einer Bantusprache. Maierhofer, 44 Jahre, ein freundlicher Mann mit Glatze, hat seine Mütze abgenommen. Er versteht kein Bantu, er kommt aus dem Bergischen Land. Sein Gepäck ist auf dem Flug von Wuppertal nicht mitgekommen, er war jetzt 27 Stunden unterwegs, und er hat nicht viel mehr als sein kariertes Hemd am Leib und ein paar Bonbons in der Tasche. Sein Bruder hat vor der Reise noch zu ihm gesagt: »Du wirst langsam zu alt für den Kram.« Maierhofer sieht gerade so aus, als fände er das auch.

Zu Hause, in seinem Wohnzimmer, wo der Hahn draußen krähte und es am Sonntag selbst gemachte Nudeln gab und Tiersendungen im Fernsehen, fühlte es sich noch an wie ein Versprechen. Eine Schweizer Tierärztin namens Marlene Zähner hatte ihm vor einigen Jahren vom Virunga-Nationalpark im Kongo erzählt. Groß wie Südtirol, einer der ältesten und schönsten Parks der Welt, Unesco-Weltnaturerbe. Vulkane gebe es dort und die letzten Berggorillas, Elefanten überquerten die Savanne, Löwen jagten hier durch die Nacht. Dort würde ein belgischer Prinz leben, der den Kampf gegen Wilderer organisiere. Zähner hatte Bluthunde dorthin geschafft, um die Wilderer zu jagen, sie leitet das Projekt, eine halbe Million Euro hat sie bisher ausgegeben. Die Bluthunde jagen die Wilderer, die Wilderer jagen nicht mehr die Gorillas. So der Plan. Maierhofer kenne sich doch gut mit Hunden und mit der Spurensuche aus. Ob er nicht helfen könne? Maierhofer dachte nach. Er kannte den Kongo bis vor ein paar Jahren vor allem durch das Gesellschaftsspiel »Risiko«, wo das Land mitten in Afrika liegt, fremd und geheimnisvoll. Es hatte ihn immer angezogen. Er fand den Plan plausibel. Der belgische Prinz. Die Gorillas. Die Bluthunde. Die Elefanten. Er sagte zu.

Am Morgen nach der Beerdigung steht Maierhofer pünktlich nach dem Kaffee um acht Uhr vor dem Hundezwinger. Die kongolesischen Kollegen kommen etwas später. Sieben junge Männer sind es, einige sehen müde, andere nervös aus, sie wissen nicht so richtig, was auf sie zukommt. Maierhofer lächelt. Motivation ist wichtig, findet er. »Ich komme aus Deutschland«, sagt Maierhofer, »ich bin von weit her gereist, um mit euch zu arbeiten. Ist das in Ordnung?«. Die Kongolesen nicken. »Oui«, sagen einige. Maierhofer hat vieles im Kopf; Einsatzplanung, Strategie, Taktik, Hundeführung. Er will jetzt Tempo machen. »Stellt euch mal in einer Linie auf«, sagt Maierhofer. Die sieben Männer laufen durcheinander, sie wissen nicht so recht, was der deutsche Polizist von ihnen will. Maierhofer breitet die Arme aus, er deutet einen geraden Strich an. Nach einer Weile stehen sechs Hundeführer in einer Reihe, der siebte steht im rechten Winkel dazu. Maierhofer seufzt. »Also«, sagt er, »lasst uns arbeiten.«




Als kleiner Junge wollte Maierhofer einen Hund haben, am besten einen Labradorwelpen. Weil seine Eltern es nicht erlaubten, zog er als Jugendlicher aus. Er beschloss, Tierarzt zu werden, wurde dann aber doch Polizist. Er fuhr Streife im Bergischen Land. Oft fragte er Nachbarn, wann sie Verstorbene zuletzt getroffen hätten. »Ham wa doch seit Ewigkeiten nich mehr gesehen!«, hieß es dann oft, oder »Kenn wa nich«. »Wie manche Leute leben!«, sagt Maierhofer. Er mochte das nie, wenn Menschen sich nicht kümmern. Hunde, sagt er, belügen dich nicht. Sie verlassen dich nicht. Ein Hund würde nie sagen: »Kenn wa nich.«

Maierhofer wurde jüngster Mordkommissionsleiter Nordrhein-Westfalens. Er klärte dabei von 48 Morden 47 Morde auf, und den letzten werde er auch noch irgendwann aufdecken, schwor er sich, es nage immer noch an ihm. Er ist jetzt seit mehr als 25 Jahren Polizist. Er liebt es, Rätsel zu lösen, sagt er. Und die Rätsel, die er lösen wollte, wurden immer schwieriger. Er wurde Brandermittler, dann Spreng-



Ranger bei Munitionsausgabe für die Wildererjagd

**Einen Bluthund zu trainieren ist so, wie ein Eiskunstläuferpaar zu trainieren.**

stoffermittler, er trainierte Bluthunde, er lebte mit ihnen zusammen, damit sie besser wurden beim Verfolgen einer Fährte. Nun ist er also im Kongo angekommen. Das Rätsel hier lautet: Kann er helfen?

An diesem Morgen bittet Maierhofer die kongolesischen Ranger, sich anzuleinen. Sie sollen sich in die Lage des Hundes versetzen, erklärt er. Das helfe, um den Hund besser zu verstehen. Es gehe nicht um Führung, sagt Maierhofer, es gehe darum, auf die Zeichen des Hundes zu achten, es gehe um Respekt. In Zweierteams laufen die Männer im Zickzack über den Rasen vor dem Hauptquartier des Parks. Maierhofer steht in der Mitte und kontrolliert die Positionen. Manchmal kommen andere Ranger vorbei und lachen. Es gibt sonst keine Bluthunde im Kongo. Niemand lebt hier mit Hunden zusammen. Maierhofer ignoriert das.

Die Männer arbeiten in einem der gefährlichsten Nationalparks der Welt. Sie haben Feuergefechte mit Milizen überlebt, 4000 Meter hohe Berge erklommen und können von einem fahrenden Jeep aus durch das Fernglas einen Erdwolf von einer Streifenhyäne unterscheiden. Die meisten sprechen Englisch, Französisch, Suaheli und noch zwei bis drei lokale Dialekte. Sie alle können lesen und schreiben, alle haben einen Schulabschluss. Das macht sie im Kongo zu einer Elitetruppe. Und trotzdem verstehen sie oft nicht, was der deutsche Polizist von ihnen will, weil sie es anders kennen. Maierhofer will sie »einsatzfähig« machen, so nennt er das. Er hat dafür zwei Wochen Zeit, so viel Urlaub hat er sich genommen. Er macht das hier ehrenamtlich. Wenn Maierhofer überlegt, was die Männer interessiere, dann sagt er: »Handys«.

Er mag an Deutschland, sagt Maierhofer, die Berechenbarkeit. »Der Postbote kommt immer um elf Uhr«, sagt er. Maierhofer weiß, dass das im Kongo anders ist, er hat sich viel damit beschäftigt. Vor einem Jahr hat die Uno für die Region die höchste Krisenstufe ausgerufen, die sonst nur für Syrien und den Jemen gilt. 13 Millionen Kongolesen sind auf Nothilfe angewiesen, unter ihnen sind vier Millionen unterernährte Kinder. Im Osten, dort, wo der Virunga-Nationalpark liegt, kämpfen Hunderte Milizengruppen um Geld, Rohstoffe und Macht. Bei der jüngsten Geberkonferenz vermerkte die Uno, dass für keinen Ort auf der Welt die Bereitschaft, humanitäre Hilfsaktionen zu finanzieren, geringer sei. Das liegt auch daran, dass die meisten Kongolesen zu arm sind, um Richtung Mittelmeer zu fliehen. Sie stören nicht. Man hört nichts von ihnen. Maierhofer hofft, das ein wenig zu ändern. Er will den Kongo ein kleines bisschen berechenbarer machen.

Am Abend macht sich Maierhofer in der Lounge des Nationalparks ein Bier auf. Er hat sich in einem Ohrensessel zurückgelehnt und schaut nach draußen. Bis zum Horizont ist der Dschungel zu sehen, Gewitterwolken ballen sich am Himmel, vom Tal zieht der Rauch der illegalen Holzkohlefeuer. Maierhofer hat heute den belgischen Prinzen getroffen, der den Park leitet. Er meinte: »Es wird schlimmer. Es ist schwer zu kontrollieren.« Gestern wurden wieder sechs Ranger von Milizen getötet. Hingerichtet, erzählt man sich im Camp. »Hunde sind die besseren Menschen«, sagt Maierhofer.

Die Schweizer Tierärztin Marlene Zähner sitzt mit ihm in der Lounge, sie unterhalten sich über die Kunst des Fährtenlesens. Für die beiden ist der Bluthund eine Art Wunderwesen. Zur Nasenarbeit gezüchtet, sagt Maierhofer. Er erzählt, dass Bluthunde aus dem Rauch einer verbrannten Zeitung den Brandstifter herausriechen können, der sie zuletzt in der Hand hatte. Sie könnten aus einer abgefeuerten, bei der Zündung auf 1000 Grad erhitzten Patronenhülse, die achtlos am Wegrand liegt, eine Woche später denjenigen herausriechen, der sie damals ins Magazin gesteckt hat. Bluthunde können in eine Welt des Geruchs eintauchen wie niemand sonst, und deshalb ist es schwer, bis zu ihnen durchzudringen. Sie sind Autisten, sie brechen lieber zusammen, als dass sie eine Fährte aufgeben. Allerdings, räumt Maierhofer ein, brauche es dafür bestimmte Voraussetzungen.

Einen Bluthund zu trainieren ist so, wie ein Eiskunstläuferpaar zu trainieren. Es dauert Jahre, es braucht tägliche Disziplin und harte Arbeit, damit es mühelos aussieht. Wer es ernst meint, der lebt mit seinen Tieren zusammen, so wie Maierhofer, Tag und Nacht. Der Bluthund muss zu einem Gefährten, einem Familienmitglied werden. Er muss seinen Besitzer respektieren, damit er ihm vertraut, und der muss lernen, die Kontrolle abzugeben. Er arbeitet nur dann gut, wenn er will. Er hört nicht immer auf Befehle. Große Hitze schadet ihm. Sein ursprüngliches Einsatzgebiet waren die verschneiten Eichenwälder der Ardennen. Alles in allem scheint es ein schwieriges Unterfangen zu sein, im Kongo eine Hundestaffel aufzubauen.

Am nächsten Tag wird im Nachbarort Rugari trainiert. Am Straßenrand schleppen Kleinkinder Wasser oder helfen bei der Bohnenernte, ihre Mütter rufen »Mzungu«, Weiße, sie sehen hier selten Weiße. Einige der Bewohner leben noch in Bambushütten, an der kaputten Straße liegen kaputte Autos. Eigentlich sollte die Straße ausgebessert werden, aber die Menschen hier sind so arm, dass sie Steine noch mit dem Hammer zerhauen und Straßensperren aufmachen, um Wegzoll zu kassieren. Vor einem Waisenhaus halten sie an. Die Schweizer Tierärztin betreibt es nebenbei. Maierhofer kommt herein, er hat zu Hause Spenden organisiert, er hat auch drei Tüten Gummibärchen mitgebracht, er gibt sie der Leiterin des Waisenhauses. »Aus Remscheid«, sagt er. Die Leiterin lächelt. Da erreicht die Hundestaffel ein Anruf, ihr Anführer holt Maierhofer nach draußen und sagt: »Sie wollen, dass wir kommen.« Wenig später fährt ein Lastwagen vorbei, auf seiner Ladefläche sitzen ein Dutzend Soldaten mit Maschinenpistolen. Ein Mann ist erschossen worden, erzählt der Anführer, ein paar Kilometer weiter, ein Straßenarbeiter auf der Route nach Bukima, er hat für den Park gearbeitet. Der Täter läuft noch frei herum. Vielleicht finden die Hunde eine Spur? »Schneller Reaktionseinsatz«, sagt Maierhofer, »wir müssen auch das können.« Die Hundeführer sind unschlüssig. Gerade sind sechs ihrer Kollegen erschossen worden. Sie haben Angst. Das ist ein Problem.





Hundetrainer Maierhofer bei Teambesprechung mit Rangern und Tierärztin Zähner

Die Männer bilden einen Kreis vor der Wellblechhütte des Waisenhauses, die Kinder spielen um sie herum. Die Männer sind abgelenkt, weil die Kinder schreien. Der Fahrer erzählt, eine Avocado sei auf die Windschutzscheibe gefallen. Die Hunde bellen, eine Frau trägt eine drei Meter lange Holzstange auf dem Kopf vorbei, auf der Straße fährt nun ein Militärjeep mit Panzerfaust. Alle reden auf Französisch durcheinander. Maierhofer versteht kein Französisch. Die Situation ist unübersichtlich. Maierhofer hat seinen Fuß auf einen Stein gestellt und sich einen Bauchgurt umgebunden, er sieht aus wie Indiana Jones, kurz bevor er in den Krieg zieht. Er ist bereit für den schnellen Reaktionseinsatz.

Wie sich dann herausstellt, hatte die Hundestaffel noch nicht so viele Einsätze. Sie haben auch, sagt einer der Ranger, noch nie einen Wilderer gefangen. Außerdem haben sie gerade keinen Hund dabei, der gut genug ist. Eigentlich kann nur einer der Hunde richtig arbeiten, Sabrina, der Star der kongolesischen Hundestaffel. Aber die ist im Camp geblieben, um ihre Pfote zu schonen. Die Einheit müsste eine Stunde zurückfahren, um den Hund zu holen, und dann wieder eine Stunde zum Einsatzort. Eine Verzögerung von zwei Stunden. Die Männer stehen da, die Hände in den Taschen. Die Schweizer Tierärztin scheucht die Ranger schließlich los. Sie fahren den Soldaten hinterher.

Maierhofer wäre gern dabei. Es wäre natürlich sinnvoll, dass der Leiter einer Mordkommission hilft, einen Mord aufzuklären, aber er darf nicht mithelfen, das verbietet das deutsche Polizeigesetz. Maierhofer fährt zurück ins Camp. Kein schneller Reaktionseinsatz. »Es geht nicht immer so, wie man will«, sagt er.

Am Abend kommt die Hundestaffel wieder. Die Männer sehen müde aus. Maierhofer ruft zur Nachbesprechung auf, auch der belgische Sicherheitschef des Parks kommt vorbei, ein ehemaliger Fallschirmspringer. Sie haben eine Patrone gefunden, erzählen die Kongolesen. Sie seien lange durch den Wald gelaufen, bis die Hündin sie zurück nach Rugari geführt habe. Sie wollten Verstärkung anfordern, um die Häuser zu durchsuchen, aber der stellvertretende Parkleiter sagte, sie sollten zurückkommen. Es sei zu gefährlich. Die Männer der Hundestaffel kommen aus unterschiedlichen Volksstämmen, um Korruption zu verhindern. Es ist eine gute Regel, aber es hat den Nachteil, dass keiner aus dem Stamm des Dorfes kommt, einer der Gründe, warum sie sich nicht zur Durchsuchung hineintrauen.

»Habt ihr die GPS-Koordinaten genommen?«, fragt der Sicherheitschef. »Das haben wir vergessen«, sagt der Anführer. Sie hatten kein GPS-Gerät dabei. »Ihr habt dafür zu sorgen, dass eure Ausrüstung da ist!«, sagt Maierhofer. »Ihr wollt eine professionelle Einheit sein.« Die Hunde kläffen, Maierhofers Gesicht ist rot angelaufen, die Männer schauen zu Boden. »Wir sehen: Einige Sachen sind gut gelaufen, andere Sachen können wir besser machen«, sagt Maierhofer schließlich mühsam. Er muss wieder an die Motivation denken. Maierhofer packt jetzt Kugelschreiber in den Einsatzrucksack für die Kongolesen. Er will eine Checkliste ausarbeiten, für den nächsten Einsatz. Es scheint ihn zu beruhigen.

Am nächsten Tag trainiert Maierhofer mit der Hundestaffel in den Bergen. Ein



Polizist Maierhofer in einem Waisenhaus für Gorillas

## Mit der Fellpflege von Bluthunden kannte sich im Kongo niemand aus.

Dutzend Kinder in schmutzigen Kleidern hat sich auf einem nackten Erdhügel versammelt, barfuß stehen sie auf den Kieseln für den Parkplatz und schauen auf die Hunde, wie die die Schweizer Leberwurst verzehren, die extra eingeflogen worden ist. Es fängt an zu regnen. Maierhofer versammelt die Kinder um sich, er gibt jedem von ihnen einen Bonbon. Die Kinder lächeln, Maierhofer lächelt auch. Er macht ein Foto. »So sind sie«, sagt Maierhofer. Die Kinder laufen weg, sie erzählen vermutlich anderen Kindern, dass ein Weißer Bonbons verteilt, denn es kommen mehr Kinder. Die neuen Kinder streiten sich jetzt mit den alten Kindern um die Bonbons. Sie schauen Maierhofer vorwurfsvoll an. Maierhofer hebt schweigend die Hände. Er hat keine Bonbons mehr. »Ja, du kannst die Welt nicht retten«, sagt Maierhofer. An diesem Tag ist das Rätsel zu groß, um es zu lösen.

Man kann niemandem einen Vorwurf machen. Das Projekt läuft nicht besser oder schlechter als viele andere Projekte im Kongo. Wissenschaftler, die zur Entwicklungshilfe forschen, gehen davon aus, dass etwa 75 Prozent aller untersuchten Programme nur eine geringe Wirkung haben oder vollkommen wirkungslos sind. Es liegt nicht an Maierhofer und Zähner oder an den Rangern. Die Ranger riskieren ihr Leben. Die Schweizer Tierärztin, die das Projekt leitet, war schon 27-mal im Kongo, dann hat sie aufgehört zu zählen.

Als Granaten neben dem Zwinger einschlugen, weil Milizen ein Nachbardorf einnahmen, blieb sie bei den Hunden, um sie zu beruhigen. Alle kämpfen, auch wenn es nicht funktioniert. Die Alternative wäre, den Park aufzugeben, zu Hause zu bleiben und alles den Wilderern zu überlassen; den chinesischen Investoren, die Minen aufkaufen im Kongo, die das Coltan für Smartphones abbauen;, den Ölfirmen aus England, die Bohrungen im Park wollen. Denen, die weniger Skrupel und mehr Geduld haben.

Der Sicherheitschef lädt Maierhofer zwei Tage später ein, er will ihm seine Zentrale zeigen, einen Überblick über den Park geben. Er führt durch drei verschlossene Türen in den Keller, unter das Hauptquartier des Parks. Hier liegt der Raum, den sie »Pentagon« nennen. An der Wand sind auf großen Bildschirmen die GPS-Koordinaten der Einheiten, die durch den Park streifen, und die Lager der Feinde. Im Norden, zeigt der Sicherheitschef, kämpfen die Milizen, in der Mitte sind die Wilderer, im Süden, dort, wo die Gorillas leben, wohnen die Köhler, die den Wald für Holzkohle roden. Der Bildschirm ist voller Punkte. Die Hunde, sagt der Sicherheitschef, seien gut, aber es dauere lange, sie mit dem Auto zu transportieren, die Straßen seien so schlecht. Außerdem machten die Insekten ihnen zu schaffen. Die Tsetsefliege sei tödlich für sie. Die Absprachen ließen zu wünschen übrig. Maierhofer kratzt sich am Kopf. Er starrt auf das Organigramm des Verwaltungsaufbaus, das auf dem Tisch liegt, und überlegt, wie man es besser machen könnte. »Vielleicht können wir da mal eine Fortbildung machen«, schlägt er vor.

Am Abend kommt ein Pilot aus einem anderen Nationalpark im Norden des Kongo, in dem Wilderer noch mehr Elefanten getötet haben. In der Lodge bestellt er sich einen Rotwein, sitzt allein am Tisch und isst ein Steak. »Da draußen tobt ein verdammter Krieg«, sagt er, »ein paar europäische Söldner, und in ein paar Monaten wäre die Schlacht vorbei.« Maierhofer sitzt mit der Tierärztin Zähner daneben, vor sich ihre Notizbücher. Sie glauben nicht an die Söldner. Sie glauben an Checklisten, daran, Probleme aufzuschreiben und sie zu lösen. Aber es kamen ständig neue Probleme: Fellpflege zum Beispiel, damit kannte sich hier keiner aus. Oder die Schreie der Paviane, dafür brauchten die Hunde ein Gewöhnungstraining. Die Tsetsefliege. Zwei Hunde starben an den Stichfolgen. Die kongolesischen Tierärzte kannten sich nicht so gut mit Bluthunden aus, weil sie auf Gorillas spezialisiert waren. Also brauchten die Ärzte eine Fortbildung und ein neues Labor für einen aufwendigen Bluttest. Helfer haben außerdem zwei Schutzzwingeranlagen für 10 000 Schweizer Franken gebaut, die die Tsetsefliege abhalten sollten. Die nutzt aber niemand mehr, weil Milizen das Gebiet eingenommen haben.

Eine Woche später. Die kongolesischen Hundeführer bilden mittlerweile eine nahezu perfekte Reihe. »Manchmal sind Fortschritte langsam, aber sie kommen«, sagt Maierhofer. Sie haben gelernt, Protokolle zu schreiben, so, wie es ihnen der deutsche Polizist beigebracht hat. Sie halten sich an die Checklisten. Meistens. Jetzt geht es nur noch um Feinheiten, glaubt Maierhofer. Er steht in einem Besprechungsraum des Hauptquartiers und malt Hundeformationen an eine Tafel. »Erst denken, dann handeln«, erklärt er. Die Männer der Hundestaffel sitzen vor ihm, sie starren auf die leeren Seiten der linierten Blöcke vor sich und nicken.

Später, als Maierhofer über den Ausbildungsplänen grübelt, sitzt einer der Ranger im Dorf vor seinem neuen Haus, gebaut mit Schweizer Spendengeldern, und macht sich sein sechstes Bier auf. Er hat sich seinen neuen weißen Hut aufgesetzt, den er an Feiertagen tragen will, sein Sohn hat einen Smoking angezogen. Er hört kongolesische Popmusik auf seinem neuen Handy. Vielleicht wird er bald ein zweites Feld kaufen, er könnte dort Bananen anpflanzen oder Kaffee, er weiß es noch nicht genau. Dafür brauchte er bloß mehr Zeit. Aber nächste Woche, sagt er, wenn die Deutschen weg seien, werde es wieder etwas ruhiger.